

Das Kopftuch

Autor(en): **Gebauer, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **252 (1979)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ich sie wiederfand, lebendig wurden, sie waren verlorengewandert wie das kleine Symbol der Treue und Ausdauer, das die Spinne für mich geworden war.

Wie es zugeht, dass sie nach viertägiger Abwesenheit plötzlich wieder am alten Platz hing, weiss ich nicht. Aber – so närrisch es klingen mag – meine Freude war unbeschreiblich. Am liebsten hätte ich sie gestreichelt oder ihr etwas zu fressen gegeben – so richtig unverständlich menschlich.

Sie ist mir dann, mit Ausnahme von zwei Tagen, an denen sie wiederum eine ihrer geheimnisvollen Reisen unternahm, lange treu geblieben. Und ich dachte, dass es auch bei uns solche Schicksalsfäden gibt, die uns weiss Gott womit verbinden und denen wir treu bleiben sollen.

Aus *Claudine*, «*Mein Grünes Herz*», Scherz Verlag, Bern

Einmal betrachtete Montesquieu nachdenklich einen Totenkopf. Ein Freund, der sich in seiner Gesellschaft befand und den Schädel ebenfalls fasziniert anstarrte, sagte unvermittelt mit einem Kopfschütteln: «Je länger ich ihn betrachte, um so mehr kommt es mir vor, als ob er lächle...»

Montesquieu nickte zustimmend.

«Worüber mag er wohl lächeln?» fuhr der Freund nach einer Pause fort.

«Über die Lebenden vermutlich», antwortete der Philosoph.

* * *

Zu einer Abendgesellschaft, in der ein junger und modisch aufgeputzter Herr das grosse Wort führte, war auch Immanuel Kant erschienen.

Eine junge Dame, auf die der beredame Stutzer offensichtlich Eindruck machte, wandte sich an Kant und sagte: «Der Herr scheint mir sehr geistreich zu sein, finden Sie nicht auch, Herr Professor?»

«Sie mögen recht haben, gnädiges Fräulein», antwortete der grosse Denker, «er *scheint* es zu sein.»

H. GEBAUER

Das Kopftuch

pan. Dass das ausgerechnet jetzt hatte passieren müssen mit dem Karrer! Aber es war nichts zu ändern. Der Doktor hatte angeordnet, dass er vorläufig ganz still liegen sollte, und so, meinte er, würde das Bein in zwei, drei Wochen schon wieder in Ordnung kommen. Zwei, drei Wochen. – Bis dann waren der Roggen und der Weizen und die Gerste längst unter Dach. Der Bauer machte ein Gesicht, als wäre ein wüstes Hagelwetter über den Hubelhof niedergegangen und hätte alles kurz und klein geschlagen. Nichts, aber auch gar nichts konnten ihm der Res und die Tagelöhner recht machen. Die Bäuerin beschwichtigte da und dort und versuchte mit einem freundlichen Wort wieder gut Wetter zu machen. Ein Glück, dass das Emmeli gerade auf dem Hubelhof auf der Stör war, das schmale, blasse Emmeli mit dem winzigen Muttermal auf der rechten Wange. Es verstand nicht nur, die vielen zerrissenen Hemden zu flicken und die alten Überzüge und Leintücher immer wieder so zusammensetzen, dass sie füglich noch ein paar Jahre aushielten, es war auch imstande, eine währschafte Röstli zu kochen, ohne zu tief in die blaugeblumten Fetthafen zu langen, und sogar im Hühnerhof wusste es Bescheid.

Die Sonne stand hoch am wolkenlosen Himmel, als der Bauer und die Bäuerin, der Res und das Änni, der Korbmacher-Hannes und der lange Fritz eines hinter dem andern das schmale Weglein vom Hubelhof zum Kornplätz hinaufstapften. Bären streckte sich behaglich auf der schattigen Terrasse aus. Im Stall stampften die Pferde. Ein paar Spatzen zankten sich im Rosenapfelbaum, und vor dem Haus plätscherte verschlafen das Wasser in den saubergefegten Brunnentrog. Als das Emmeli endlich in der Küche die Reihe Gläser und Teller und die vielen Gabeln und Messer und Löffel wieder versorgt hatte, klopfte es leise an Peters Kammertür.

«Herein.»

«Ich wollte nur nachsehen, ob du fertig seiest. – Du hast ja fast nichts gegessen.»



Unwetterschäden im Juli 1977 in der Region Bern

Im Gäbelbach bei Bern wurde die Staatsstrasse in Richtung Frauenkappelen schwer beschädigt und teilweise in die Tiefe gerissen.

Photo Walter Nydegger, Bern

«Ich mag nicht.»

«Tut es wieder arg weh?» fragte das Mädchen mitleidig, während es das Geschirr ineinanderstellte.

«Das ist nicht das Ärgste. Aber die Arbeit – und ich muss hier liegen wie ein Holzklötz. Nicht zum Aushalten ist das!»

«Deswegen musst du dich nicht so plagen. Die Hauptsache ist doch, dass du nachher wieder richtig gehen kannst, und ... alles ist für etwas gut, sicher, Peter, auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen.»

«Meinst du?» Er lachte verbittert.

Aus der Küche holte das Emmeli dem Peter eine grosse Tasse voll kalten Lindenblütentee.

«Wenn du etwas brauchst – ich bin im Garten.»

Sachte fiel die Türe ins Schloss.

«Emmeli, Emmeli ...» Es hörte ihn nicht mehr.

«Was suchst du?» fragte die Bäuerin, als sich das Emmeli beim Einnachten noch einmal in den Garten machte und im Haus den Kopf unter jeden Stuhl und Bank streckte.

«Mein blaues Kopftuch habe ich verloren.»

«Liegt es nicht in der Stube auf der Ofenbank? Ich meine, ich habe es dort gesehen.»

Aber das Kopftuch war auch dort nicht, und nicht in Emmelis Stübchen.

«Das wird nicht so schlimm sein», meinte die Hubelhoferin ein wenig ärgerlich. Sie war reichlich müde. «Du kannst ja morgen mein rotes umbinden», fügte sie hinzu, als sie die langen Schnüre mit den schön aufgereihten Bohnen gewährte, die das Mädchen zum Trocknen über den Herd gehängt hatte.

Mit Peters Bein wollte und wollte es nicht besser werden, und schliesslich

brachte ihn der Doktor ins Spital. Und dort klopfte eines Tages eine behäbige Bauernfrau energisch an die hohe, weisse Türe. Auf ein leises «Herein» schob sie erst einmal das blasse, schmale Mädchen vor sich her ins Zimmer.

Ein wenig mager war er geworden, der Peter, aber seine Augen leuchteten, als er die Besucherinnen erkannte. Der Doktor sei zufrieden mit dem Bein, und vielleicht könne er nächste Woche schon aufstehen. Vom Hof mussten sie ihm erzählen, von den beiden Pferden und den Kühen und ob die Kartoffeln recht gross geraten seien.

Als ihm die Bäuerin die Kissen schütteln wollte, wehrte er sich dagegen. So liege er bequem, behauptete er. Aber die Kissen waren so arg zusammengedrückt und lagen so schräg aufeinander, dass die Bäuerin ungläubig den Kopf schüttelte und nicht nachgab, bis sich der Peter aufsetzte. Fast wollte das Emmeli seinen Augen nicht trauen, denn unter dem Kissenberg leuchtete etwas Blaues.

«Mein Kopftuch!»

«Ich glaube», lachte die Hubelhoferin, «ihr beiden habt euch ja allerhand zu sagen. Ich muss mir ohnehin in der Drogerie noch etwas für meine Füße besorgen; derweilen könnt ihr ...»

«Ich komme mit», fiel ihr das Mädchen ins Wort und wollte aufstehen.

«Dummes Zeug. Wir können uns am Bahnhof treffen. – Leb wohl, Peter.» Mit einem lauten Knacks schloss sie die Türe hinter sich zu.

«Wo hast du nur das Tuch her?» fragte das Emmeli fast vorwurfsvoll, als die Schritte im Gang längst verhallt waren.

«Einmal, als du mir den Tee brachtest, ist es dir vor meinem Bett zu Boden gefallen. Du hast es nicht bemerkt. Ich wollte dich zurückrufen, aber du hörtest mich nicht. Das Nachtesen brachte mir die Meisterin, und dann habe ich das Tuch immer aufgehoben.»

«Aber warum, ... warum hast du es mir denn nicht zurückgegeben?»

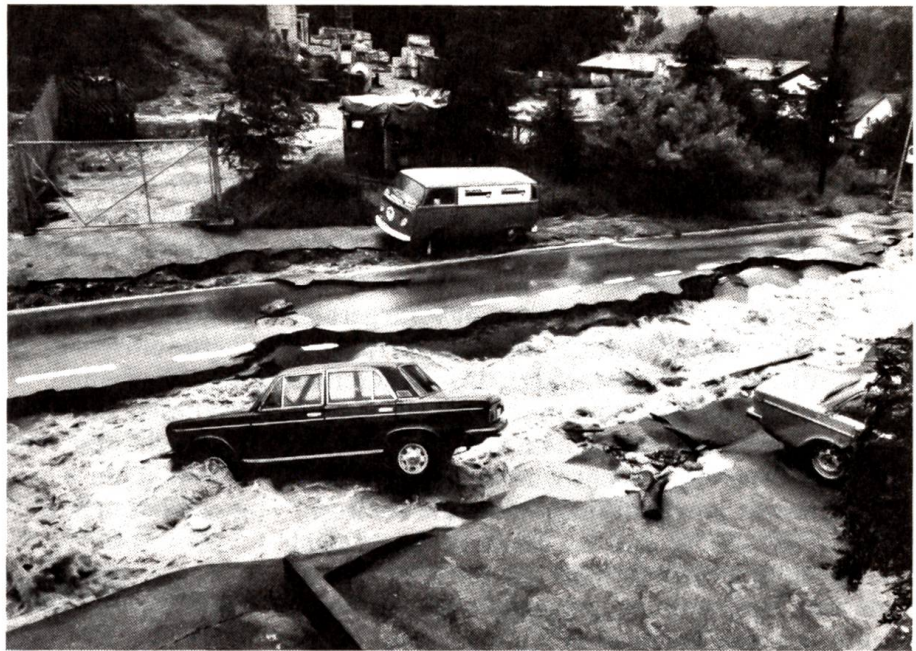
«Warum, ja? – Einfach so, weisst du. – Es war ein ganz winziges Stück von dir ... Bist du mir böse?»

«Nein», lächelte das Mädchen und liess es geschehen, dass der Peter sein heisses Gesicht zwischen seine kühlen, guten Hände nahm.

«Du», meinte er, «jetzt glaube ich selbst auch daran.»

«An was denn?» – «Dass alles zu etwas gut ist.»

Wisst ihr, was ich neulich erfahren habe? Der Schreiner muss bis zum Frühjahr im Speicher neben dem Hubelhof eine kleine Wohnung einrichten – für den Peter und seine junge Frau.



*Unwetterschäden im Juli 1977 in der Region Bern
Hier ein Bild aus Hinterkappelen.
Photo Walter Nydegger, Bern*

REDENSARTEN

«Liebe macht blind»

Das erkannte schon der griechische Philosoph Plato etwa 400 Jahre vor Christi. Er schrieb: «Denn der Liebende wird blind in bezug auf den Gegenstand seiner Liebe.» Aus Platos Erkenntnis entwickelte sich dann unser heutiges Sprichwort.

«Das ist der springende Punkt»

Damit meint man: Es ist genau das, worauf es ankommt. Ursprünglich meinte der griechische Schriftsteller Aristoteles (384–322 v. Chr.) mit dem springenden Punkt den Blutfleck im Weiss des Vogeleis. Von diesem Blutfleck sagte Aristoteles, er sei das Herz des werdenden Vogels, und dieser Punkt «hüpfe und springe wie ein Lebewesen». In den nächsten Jahrhunderten tauchte der springende Punkt bei vielen Schriftstellern bereits im übertragenen Sinn auf.